

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

161 (15.7.1925) Die Mußestunde

das Tunnelgewölbe und das Kanalbett vom Meter 220 bis zum Meter 3200 fertiggestellt, von Süden her gerechnet, und man hofft, den Punkt 7120, das heißt den nördlichen Tunnelkopf, in etwa 2 Jahren zu erreichen. Zur Ventilation sind drei Luftschächte vorgesehen, und zwar in den Entfernungen 900, 2400 und 5800 Meter vom Südpol aus. Diese Schächte werden 100 bis 150 Meter hoch, bei einem Durchmesser von 3,50 Meter. Da das Bergmassiv, durch das die drei Schächte gegraben wurden, überall ganz trocken war, so konnte man das gleiche auch für den ganzen Tunnelbau erwarten. Diese Annahme erwies sich jedoch als ein Irrtum. Die Arbeiten verliefen nicht ohne Schwierigkeiten; 3117 Meter vom Südpol entfernt stellte sich der größte Feind des Tunnelbaus, das Wasser, ein. Zuerst stieß man auf eine warme Quelle von 30 Grad mit einem Stunden-erguß von 250 Liter und einige Meter davon entfernt auf eine andere von der Temperatur des Eises; etwas weiter davon entfernt waren Mineralquellen. Die Gesamtergiebigkeit dieser Wasser wird während der Trockenheit auf 400 bis 500 Kubikmeter, während der Regenperiode auf 1600 bis 2000 Kubikmeter geschätzt. Zur Fortschaffung dieses Wassers dienen 20 elektrische Pumpen. An einigen Stellen stieß man auch auf sandiges oder lockeres Erdreich, wodurch umfangreiche Betonierungen notwendig wurden. Trotz allen diesen Hindernissen rechnet man damit, den Tunnel innerhalb der nächsten zwei Jahre fertigstellen zu können.

Die Geschichte des Sternenbanners. Der Ursprung der Flagge der Vereinigten Staaten von Amerika, des Sternenbanners, ist recht wenig bekannt. Im Jahre 1775 wurde ein Ausschuss eingesetzt, der eine gemeinsame Flagge für die dreizehn Kolonien entwerfen sollte, aus denen die Vereinigten Staaten ursprünglich nach dem Unabhängigkeitskrieg, der sie von der englischen Herrschaft freigemacht hatte, bestanden. Die Flagge, auf die man sich einigte, unterschied sich nicht wesentlich von der jetzigen, ausgenommen dadurch, daß sie nur dreizehn Sterne trug, die zusammen mit den dreizehn roten und weißen Streifen die dreizehn Staaten symbolisierten. Durch Kongreßbeschluß vom 17. Juni 1777 wurde die amerikanische Flagge endgültig eingeführt; aber erst später wurde bestimmt, daß die Streifen aus sieben roten und sechs weißen Bändern bestehen sollten, und es gibt noch einige sehr alte Flaggen mit sieben roten und sechs roten Streifen. Man hat lange geglaubt, daß der amerikanische Adler und die Flagge aus Washingtons Familienwappen entnommen seien, doch ist das nicht sehr wahrscheinlich, da Washington einen Adler und einen Biber im Wappen führte, allerdings aber horizontale rote Balken, besetzten von roten Sternen. Inzwischen hat man hier vielleicht die Inspiration zur amerikanischen Flagge geholt, deren feste Bedeutung war, daß jeder Staat der Union in der Nationalflagge mit einem Stern und einem Streifen vertreten sein sollte. Als später dazugekommene Staaten anerkannt wurden, so Vermont 1790 und Kentucky 1792, handelte man nach diesem Grundsatz und vermehrte die Zahl der Sterne wie der Streifen von dreizehn auf fünfzig. Einige Jahre später betrug ihre Zahl schon 25, aber schließlich fand man das System unpraktisch und 1813 beschloß man daher, zu der ursprünglichen Zahl von dreizehn Streifen zurückzukehren, aber dafür die Anzahl der Sterne bei jedem neu dazugekommenen Staat zu vermehren, so daß man aus den Sternen der Flagge genau erkennen kann, aus wieviel Staaten die Union besteht. Uebrigens hat jeder der Unionstaaten auch noch seine eigene Flagge, häufig mit einem englischen oder lateinischen Motto.

Literatur

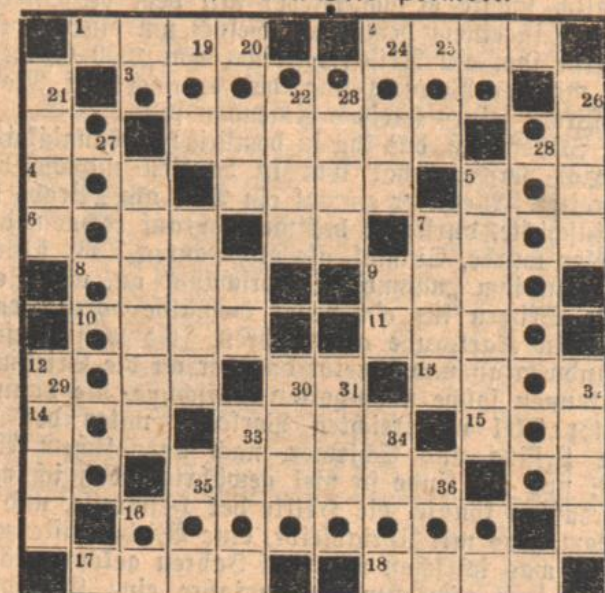
Das Thomas-Mann-Fest der „Neuen Wäckerhan“ wird mit einem Briefwechsel Wilhelm Michel und Gerhart über die Fragen der jungen deutschen Literatur eingeleitet. Es folgen Aufsätze von Klaus Herrmann (Fünfzig Jahre Thomas Mann), A. Effimoff (Wojakoffski) und der russische Futurismus, M. L. Marin (Franz Mehring), Walter Gerner (Sch...), Albert John Porter (Die englische Literatur im Jahre 1924), Marginalien von: Max Herrmann-Neffe, Leo Koszella, Gerhart Pöhl u. a. — Graphik von G. Felsig Müller, B. Urban, Walter

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Ged & Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Wöhling u. a. — Das Fest steigt auf dem Umschlag Photographien von Thomas Mann und Walter Gerner. — Einzelheft 1 M., Jahresabonnement (6 Hef.) 4.50 M., Halbjahresabonnement (3 Hef.) 2.25 M.

Rätsel

Kreuzworträtsel
Entworfen von Otto Bromber.



Die Zahlen links oben sind der Buchstabenbeginn für die wogerechten, die Zahlen rechts unten (eines Rätsels) der Buchstabenbeginn für die senkrechten Wörter. Die Punktzeilen zeigen Städte Deutschlands an. 1. Gerdt aus Horn, 2. Mohammed, Fürst von Aien, 3. Stadt in Bayern, 4. Schiffsteil, 5. Vertiefung, 6. Von Kindern gefürchtet, 7. Baumgrenze des Hauses ober Hofes, 8. Sommerblume, 9. Fluß, 10. Sitzgelegenheit, 11. Ungeziefer, 12. Männlicher Name, 13. Zahl, 14. Männlichkeit, 15. Teil des Auges, 16. Stadt in Norddeutschland, 17. Blume im Korn, 18. Geringer Teil, 19. Tugend, 20. Große Wasseransammlung, 21. Bezeichnung eines Vermunftlosen, 22. Musikzeichen, 23. Papagei-Name, 24. Vereinigung mehrerer Personen, 25. Gedruckt. Gras, 26. Größerer Baumbestand, 27. Stadt an der Saale, 28. Stadt in Baden, 29. Feldmarktsall, 30. Männlicher Name, 31. Männlicher Name, 32. Trugbild, 33. Abgrenzung, 34. Schlade, 35. Wagenteil, 36. Honigwein.

Ausföngungen der Räffel der Nummer der 28. Woche

Bergerbib: Man stelle das Bild auf den Kopf. Zwischen den beiden Ecken erblickt man die Figur eines Jungen.
Buchstaben-Räffel: Waschen — Waschen.
Richtige Lösungen sandten ein: Fritz Basser, Friedrich Salm sen., Karlsruhe; Hermann Mandel, Oberkirch.

Witz und Humor

Kleine Vermehrung. Richter: „Angellager, als ich sie gestern verhörete, haben Sie aber ganz anders ausgefagt.“
Angellager: „Anmöglich, Herr Richter, da haben Sie wohl nicht mich, sondern sich verhört.“
R. T.
Baftischforsen. Die Mutter geht mit ihrem 14-jährigen Trudchen zum Arzt. Die Kleine klagt über Appetitlosigkeit, Kopfschmerzen und Mattigkeit. Der Arzt beruhigt die Mutter mit den Worten, das seien Erscheinungen, wie sie in diesem Alter häufig vorkämen.
Im Heim angelangt, klagt Trudchen: „Denk dir an, Papa, bei mir stellen sich doch schon Altkerscheinungen ein!“
Froh. Der Einbrecher wird von der Frau des Hauses bei seiner Arbeit ertappt. Sie ruft verzweifelt: „Hilfe, Hilfe!“
— „Was schreien Sie, Inäbige!“ — sagt hierauf der Einbrecher, — „ich brauch gar keine Hilfe.“
Er kennt seinen Wert. Der Bankier war von seiner Notorität ins Wasser gestürzt und kämpfte verzweifelt mit den Wellen. Schließlich gelang es einem Matrosen, ihn an Land zu retten. — „Sie sollen sich nicht umsonst angestrengt haben, junger Mann. Hier haben Sie eine Mark!“ — „Danke vielmals, Herr Kommerzienrat, aber ich kann leider nicht rausgehen.“

Zuwachs. Lehrerin: Wie viele Menschen leben auf der Erde? Karl: Eintaufendhiebenhundert Millionen Menschen. Ditto: Und einer mehr, ich habe nämlich gestern einen kleinen Bruder bekommen.

Die Wuchstunde
Zur Unterhaltung und Belehrung

29. Woche

Karlsruhe, den 15. Juli

1925

Auf einer Wanderung

In ein freundliches Städtchen trete ich ein, in den Straßen liegt roter Abenddämmer. Aus einem offenen Fenster eben, über den reichsten Blumenkranz hinweg, hört man der Goldadentöne Schwaben, und eine Stimme scheint ein Nachtkatzenchor, daß die Mäute leben, daß die Mäute leben, daß in höherem Not die Rosen leuchten vor.
Kann hielt ich kammend, luftbekommen. Wie ich hinaus vors Tor gekommen, ich weiß es wahrlich selber nicht. Ah hier, wie liegt die Welt so leicht! Der Himmel wagt in purpurnem Gewölbe, rückwärts die Stadt in goldenem Rauch; wie rauscht der Erlensack, wie rauscht im Grund die Mäute! Ich bin wie trunken, irraufert — O Mäute, du hast mein Herz berührt mit einem Liebeshauch!

Eduard Mörike.

Mit Pilgern und Faschisten

Von Fritz Kummer
III.

Der Einsatz durch die „heilige Tür“.

Ein warmer Sonntag. Die zehnte Morgenstunde fand den ebern Teil der breiten Freitreppe vor der Peterskirche mit Menschen schwarz bedeckt. Sie erblickten noch unauffällig zu. Diese Pilgerkrieger mühten aus einer Gegend stammen. Sie trugen alle ein kleines Metallstück an hellblauem Halsband. Offenbar waren es Landdemonstranten. Dies liehen die einfache, verlässliche Kleidung, die schweren Schuhe wie die rauhen Hände annehmen. Eine Anzahl Frauen stakten auf (viel zu kurzen und hochbeinigen) Solspanntoffeln. Nicht wenige trugen Säuglinge im Arm. Die Pilger hatten sich für die Reise genügend mit Nahrung versehen. Aus bunt umwickelten Bündeln lugten Brotlaibe und Käsklumpen. Die Jungen haben dickbauchige Chiantiflaschen im Arm. Ihr Inbalt wird von Alt und Jung fleißig gekostet. Verständlich bei dieser Hitze.
An den beiden Abhängen der Freitreppe lagern Familien oder Sippen, den Inbalt der bunten Bündel ausgebreitet auf den Stufen. Von Zeit zu Zeit kommt ein Geistlicher, der in etwas barschem Tone zur Erde mahnt. Es wird ihm lachend etwa geantwortet, daß man auch beim Beten das Essen nicht vergessen dürfe. Immerhin, die Mahnung ist nicht ganz vergeblich. Es wird emiger weitergefaut und noch öfter ein tiefer Blick in die Weinflasche getan. Nicht mehr lange, und leere Chiantiflaschen fliegen in die Höhe, und der Knall, den ihr Aufschlag auf die Steinplatten verursacht, weckt helle Freude.
Das Amt der Hirten scheint hier doch schwieriger zu sein, als daheim. Sie sind unabhängig dabei, die Herde für die nun bevorstehende große Gelegenheit zu ordnen, was indes nicht recht gelingen will. Immer und immer wieder rennen Männer und Frauen aus der Reihe, um irgendwo noch etwas Dringendes zu besorgen. Und fortgesetzt wird die Ordnung durch Zwischenfälle gestört. Ueber den Vorplatz kommt zwischen hohen Menschenhaufen eine Art Jugendwehr mit Trommel- und Pfeifenklang heranmarschierend und drückt sich lediglich durch den Pilgerzug in die Kirche. Kaum ist diese Störung vorbei, wird von unten her lustiger Sturmgesang hörbar. Da können die Pilger natürlich nicht still in der Reihe bleiben. Ein Trupp Faschisten trampelt herauf, knat fröhliche Wieder, deren Kehreim auf: F a c i s t i - C o m m u n i f i aussteht. Alle zehn Schritte läßt einer aus dem Trupp Mussolini hochleben, und zahlreihe Zuschauer stimmen freischend ein oder rufen: Cia, cia, alala! Der Vorplatz wird nicht leer von heran-

ziehenden Menschen. Manchen geht ein Mann voraus mit zwei aufeinander liegenden schwarzen Brettern, die, auf der Höhe der Treppe angekommen, kreuzartig zusammengelegt und so festgeschraubt werden. Der Vordermann nimmt das Kreuz empor, die andern folgen dumm fingend und betend.
Allamach ist doch Ordnung in den langen Pilgerzug auf der Freitreppe gekommen. Vor einzelnen Abteilungen erheben sich Kreuze. Jeder hält ein engebundenes Blatt in Sichthöhe. Die Gloden der Peterskirche fangen zu läuten an. Die Spitze des Zuges setzt sich in Gang. Die Führer reden hoch die Hände. Die ganze Herde hebt laut zu singen an. Der Zug schiebt sich in die Vorhalle der Peterskirche ein. Von der Vorhalle führen fünf Türen in das Innere des Doms. Die letzte auf der rechten Seite ist die „heilige Tür“. An ihren beiden Seitenposten ist in Meterhöhe je ein Kreuz eingemeißelt. Einzelne Pilger knien hier erst nieder, verrichten ein Gebet und küssen inbrünstig eines der Kreuze, ehe sie durch die „heilige Tür“ eingehen in das Gotteshaus. Doch dergleichen ist, wie leicht verständlich, bei einer taufendköpfigen Menge nicht anständig. Zwei Männer stellten sich an die Posten, damit es hier jetzt keinen Kniefall, keine Stodung gebe. Man darf nur hineingehen durch die „heilige Tür“, nicht heraus, was die Kirchenglieder verbindet.

Der Fußkuß.

Die Spitze des Zuges ist über das 1. Drittel der Kirchenlänge hinaus. Zur Rechten, an dem dritten Pfeiler, ist der Apostel Petrus auf einem meterhohen Sockel. Der Apostel streckt den rechten Fuß etwas heraus. Diesen Fuß zu küssen, ist die unbändige Sehnsucht der gläubigen Pilger. In welchem Maße der Fußkuß das Seelenheil zu fördern vermag, kann natürlich der Laie nicht beurteilen. Durch die millionenfältige Küsserei verschwand des Apostels Vorderfuß. Er wurde erneuert aus einem Erß aus Bronze. Aber auch die bronzenen Beine sind schon wieder klackgeflüßt. Naturbarter Stahl dürfte länger halten.

Vor dem Denkmal des Petrus kommt der große Pilgerzug ins Stoden. Beareißlicherweise will jeder der Pilger die frömmste der Übungen nicht versäumen. Aber in die Reihe drängen sich fortgesetzt andere Gläubige, um die wichtige Übung zu verrichten. Zum Schmerze der Verdrängten nehmen sie sich etwas Zeit, zumal vornehm gekleidete Damen. Ehe sie den Fuß küssen, wischen sie ihn mit ihrem seidenen Taschentuch sorgfältig ab, eine Vorsicht, die läudlichen Pilgern wundernehmen läßt. Die Männer besorgen die Reinigung mit dem Rockärmel oder auch mit der bloßen Hand. Doch die allermeisten halten die Reinigung für überflüssig. Für die Kinder ist der Fuß ein wenig zu hoch. Obwohl sie sich auf die Beine stellen, vermögen sie ihn nur mit der Nase zu erreichen. Sie gleichen diese Unzulänglichkeiten dadurch aus, daß sie die Nase ein halbes Duzendmal an der Fußspitze hin und her reiben. Der gute Petrus steht alldem mit gleichbleibend ernster Miene zu.

Nach dem Fußkuß löst sich der große Zug auf. Ein Teil seiner Teilnehmer rennt weiter nach vorn, zum Hochaltar, worunter sich das Grab des Apollis befindet. Sie drängen sich durch die dort herumstehende Menge, um das Grab in aller nächster Nähe zu schauen. Da gerade ein Kirchenglied mit einer Gruppe Engländer hinabsteigt, um ihnen das Innere der Gruft zu zeigen, kann die fromme Sehnsucht mit einem Blick durch die goldblitzende Grabestir befriedigt werden. Viele der Pilger aber sind jetzt zu müde, um solche Betrachtung zu pflegen. Sie setzen sich auf die Steinbänke, reihen aus dem Bündel unter dem Arm Stücke Brot heraus und stecken sie verflohen in den Mund. Andre suchen hinter einer Säule Deckung, um schnell einen Schluck aus der Weinflasche zu nehmen.

Im Umkreis des Hochaltars stehen Duzende von kleinen Pilgergruppen mit Kreuzträgern. Sie beten fast ohne Unterlaß. Die Gebete werden überhört von der überlauten Unter-

haltung über die Größe, Pracht und Kostenfrage des Domes. In den seitlichen Kapellen ist ein Besucherbaufen den andern ab. Er umringt bei jedem Schritt den Führer, der die Bedeutung, den Zweck, den Ursprung wie den Wert der Mäure und Bilder erklärt, damit aber auch jeder die Erklärung versteht, muß laut, sehr laut gesprochen werden. In einem fort knallt in dem Gotteshaus ein Dazend Stimmen durcheinander. Von hinten erkant Sänglingsgesänge. Zahlreiche Pilger ellen dorthin, um zu sehen, was los ist. Sie finden um einen Altar Frauen mit Säuglingen, die getauft werden. Der Pfarrer scheidet den Keinen Erbenbürgern so etwas wie eine schwarze Wille zwischen die Lippen, was verschiedene der so Weisheiten durch lautes Klagen ansetzen.

Des Kommens und Gehens und Unterhaltens ist gar kein Ende. An den seitlichen Altären fließt ein dicker Strom Menschen hin und her. Einzelne knien da zur Andacht nieder. Viele beten stehend. Der dumpfe Lärm wird überhört von dem Gesang des Hofes des Pilgerzuges, der noch immer vor der Statue des Apostels auf die Würdlichkeit des Fußstulles wartet. Die Führer tun mit der Hand und Stimme ihr Möglichstes, um die heiligen Gefährten beim Singen zu halten. Noch ebe der letzte Keil des Zuges den Fußstulz ansetzt, rufen die Sitten die Herde schon wieder zum Sammeln. Die Protobündel werden ausgedunden, die Klagen fest verortet. In der Mitte des Domes beginnt sich der Zug wieder zu bilden. Nach einer Viertelstunde kann er sich in Bewegung setzen. Seine Spitze schwenkt draußen in der Vorhalle nach links. Hier mit Helehard benedictus Mann der Schweizergarde gehen schart acht, daß sich kein Unberufener in diese Pilgerzügen drängt. Denn es geht jetzt hinauf in die Sittliche Kapelle und den Damaschhof. Dort oben wint der höchste Lohn für ein fruchtbares Christenleben: den heiligen Vater zu sehen und vielleicht gar von ihm segnet zu werden!

Diese Aussicht richtet die müden Körper wieder gerade, heißt alle so andächtig wie nur möglich sinen. Unter lautem Gesang schiebt sich der Zug langsam vor der „heiligen Tür“ vorbei, die Treppe hinauf.

Anselm Feuerbach in Karlsruhe

Von Dr. Hermann Dieber.

Unsere Schulmeister mögen gerne aus dem alten Erbteil der deutschen Kleinmalererei, eine Tugend und seinen triumphierend auf den Musenhof von Weimar. Die dummen Trübe verweisen darüber nur, daß die deutsche Kunst als Ganzes, vor allem die bildende Kunst, sich niemals großzügig und frei hat entwickeln können seit den Tagen der Reformation, seit der Zeit also, da die Reichseinheit von den Landesfürsten zerfallen wurde. Darüber täuscht alles Prahlern mit „Genies“ nicht hinweg, die Deutschland vielleicht in größerer Zahl besessen hat als Frankreich. Die großartige geschlossene Kultur Frankreichs, die bis auf den heutigen Tag ihre internationale Wertigkeit bewahrt hat, war nur möglich durch die frühe Zusammenschließung aller wirtschaftlichen, politischen, geistigen und künstlerischen Kräfte, die der Einheitsstaat gewährte.

Demgegenüber betrachte man die Zerissenheit und Verworfenheit in der deutschen Kunstwirtschaft! Die freien Reichsstädte verarmen schon im 16. Jahrhundert, als der Mittelmeerhandel einbricht: Albrecht Dürer hat in seiner Vaterstadt Nürnberg wahrhaftig keinen festen Fußstapen gehabt. Der jüngere Holbein, der in Basel umsonst auf die großen Aufträge wartete, auf die er Anspruch erheben durfte, wanderte mühsam nach London aus, wo man seine Kunst zu würdigen wußte, und ist damit der deutschen Kunst verloren gegangen. Ebenso hat es zweihundert Jahre später Georg Friedrich Händel gemacht, der nicht die geringste Lust hatte, wie sein Zeitgenosse Johann Sebastian Bach, in einer städtischen Kantorstelle zu verharren.

In den deutschen Duobesbüchern aber, wo man frampfhaft repräsentieren wollte, es aber nicht recht konnte, war die Existenz der Künstler erst recht miserabel. Architekten, Bildhauer, Maler, Musiker wurden wie Kammerdiener gehalten und gezwungen, an der Domestikantafel zu speisen: als Mozart sich in Salzburg dagegen auflehnte, wurde er bekanntlich vom Kammerherrn des Fürstbischofs Colloredo mit einem Fußtritt die Treppe hinuntergeworfen. Ueber das soziale Elend der deutschen Künstler, auch der allergrößten, schweigen sich unsere gelehrten Kunstgeschichten tattvoll aus: sie müssen doch die Fürsten als Mäzenaten beweisen.

Je mehr sich aber die Künstler bürgerlich emanzipierten, um so schärfer mußten die Konflikte mit ihrer wirtschaftlichen Existenz werden. Die deutschen Maler des 19. Jahrhunderts lebten von der Gnade von reichen Gönnern — die Allgemeinheit hatte nichts für sie übrig. Angeleitet von den Zuständen in

der Heimat, flüchteten sie sich nach Stalten und blieben sich dort, wenn sie das Glück hatten, jemanden zu finden, der ihren Lebensunterhalt bestreite, ein paar Jahre lang auf: Böcklin, Marées, Ohme den Grafen Schag, ohne Konrad Dieber wären sie wohl beide verhungert. Anselm Feuerbach, der dritte Deutsch-Römer, hat es noch glücklich getroffen. Er geht von der Gnade des badiſchen Hofes — die ihn nersetzte.

Anselm Feuerbach stammte aus einer sozial abgehobenen Epähre, der nur leider die wirtschaftliche Grundlage abhand. Der Großvater war jener berühmte Kriminalist, der zuerst die Geschichte Kaspar-Hausers, des rätselhaften Findlings von Nürnberg, mit der des badiſchen Hofes verknüpfte, und für diese Kühnheit noch vor seinem Schicksal ins Exil befördert wurde: er starb an Gift, während Kaspar Hauser im selben Jahre 1828 im Anspacher Boisgarten erschötet worden ist. Das Schicksal hat es so gefügt, daß sein Enkel wiederum diesem badiſchen Hof anheimfiel. Von den Söhnen des Appellationsgerichtspräsidenten Feuerbach war der eine, Ludwig, der bekannte Philosoph des Materialismus, der andere, Anselm, Archäologe. Er wurde von Senner, wo er sich als Gymnasialprofessor herumbläute, an die Universität Freiburg berufen. Damit wurde auch sein Sohn, der Maler, Josephin großer sootlich-badiſch abgestempelt.

Die Studienjahre verbrachte der frühreife, ehrgeizige Jüngling in Düsseldorf, wo aber bei dem alten Schabow für ihn nicht viel zu holen war, dann in Antwerpen und in Paris, wo er Coutures, des Historienmalers, Schüler wurde. Die färglichen Zuschüsse aus dem Vaterhause hatten ihn zu äußerster Sparsamkeit gezwungen. Der Vater war inzwischen gestorben, die Stiefmutter, an der er seitens mit rührender Treue anhängen hat, nach Heidelberg verzoogen. Aus den Briefen an sie und einigen anderen Aufzeichnungen hat Karl Quensel, im Verlag Hesse und Weller in Leipzig, eine lebenswerte neue Biographie zusammengestellt: „Anselm Feuerbach, ein deutscher Maler.“

Es bedrückte Feuerbach, daß er der Frau, die auf ihre knappe Witwenpension angewiesen ist, auf der Tische liegen muß. Er sucht sich also mit seinen vierundzwanzig Jahren, begeistert von seiner künstlerischen Sendung, in Karlsruhe eine Existenz.

Hier hatte Prinz Friedrich, mit den besten Absichten von der Welt, kurz vorher, im Jahre 1832, die Regentenschaft angetreten. Für das Hoftheater war Emil Devrient als Leiter gewonnen worden, für die neue Kunstakademie die Düsseldorfert wohnen worden, für die neue Kunstakademie aber war die badiſche Weidens ein Beamten- und Salariennest. Der junge Feuerbach, der von Paris einen Feuerrot gekühterten Umhangsmantel und künstlerischen Freimut mitbrachte, war von allem Anfang an diesen Lebensbedingungen verächtlich, die damals noch unter den Ausnahmestimmungen der Konstitutionszeit unter den Ausnahmestimmungen mit zwei Freunden nach der schmachteten. Der Künstler kommt in zwei Stunden nach der Postzeit an der Waſche vorüber, wird vom Posten mit „Wer das?“ angerufen, worauf einer der Studenten antwortet: „Woll's Maul!“; man bringt sie auf die Waſche und forscht nach dem Täter. Feuerbach ist ritierlich genau, den Namen zu verschweigen, und muß 12 Stunden, im finstern Rathaus-turm hrummen.

Er hat auch sonst nicht viel Freude in der badiſchen Residenz erlebt. Obwohl der Regent sich für ihn persönlich interessiert und ihm ein „Blumenmädchen“ abkaufte, und obwohl ein Hofkonditor sich von ihm einen Gartenkal ausmalen ließ, lauten seine Briefe schon nach einem Monat sehr düster. Er konnte sich kein eigenes Atelier leisten, sondern mußte mit einem herrschsüchtigen Kollegen in dessen kleiner Stube arbeiten. Länger als drei Wochen kann und darf ich nicht mehr hierbleiben, sonst bin ich physisch und moralisch tot“, schreibt er im Mai 1834 an die Mutter. „Sollte ich dir all das wieder erzählen, was mir passiert, so müßte ich mich übergeben. . . In drei Wochen habe ich dann vier Bilder, mit denen ich in der Welt mein Glück versuchen will. Ich bin und bleibe aber ein Lump, ich mag arbeiten oder nichts tun.“ Am 3. November des gleichen Jahres hören wir: „Ich bin sehr herunter. Dante für das Geld, ich hatte bis vor fünf Tagen im Kalten gearbeitet aus Mangel an Holz.“ Am 10. ist er freudiger gestimmt, er hat Aufträge für das Schloß und steht sich für den Winter geborgen.

Aber sofort kommen auch die Mühsalstage: der „Tod des Arelino“, der heute zu den Sierden der Kaiser Kunstakademie zählt, wurde von der Galeriekommission, in der Kollegen und Neider Feuerbachs saßen, abgelehnt. Die kurz darauf entstandene „Verfuchung des heiligen Antonius“ ließ man nicht auf die Pariser Ausstellung. „Am die Heintliche Pommertheit der Karlsruheer Anschauungen darzulegen, erwähne ich, daß „Arelino“ und „Verfuchung“ für die Pariser Ausstellung bestimmt waren. Nachdem der mit den Anmeldungen betraute

Ministerialrat Dies mit unfreundlich empfangen, wurde letzteres Bild des baldnackten Weibes wegen keuschheitlich einfach zurückgewiesen“, heißt es in der Urchrift seiner Lebenserinnerungen. Der Mutter aber gefiebt er: „Ich möchte mich darüber hinwegsetzen mit aller Kraft, aber das nagt an mir, ich kann nichts essen, alles quillt mir im Munde, das war der letzte Stoh. — Habe ich verdient, daß ich verdamm bin, unter diesen Schandgesellen hier leben zu müssen?“ Der Künstler hat in der Verzweiflung das Bild dann selber vernichtet.

Schließlich löbte er sich wieder mit dem Regenten aus und dat sogar in einem demütigen Gesuch um einen Auftrag. Darauf wurde ihm ein Reijestipendium von 1000 Gulden zugesprochen, mit der Verpflichtung, daß er nach drei Monaten schon eine Probe seines Fleißes einbringen solle.

Dieses Stipendium, das ihn in demütige Abhängigkeit vom badiſchen Hof verlebte, hat ihm in Italien manche bittere Stunde bereitet. Wenn er einmal ein Bild als „Probe seines Fleißes“ einrichtete, durfte er bestimmt darauf rechnen, daß es zurückgewiesen wurde. Einmal, als er „Dantes Tod“ überhand hatte, bot man ihm „nabhafte Vorhänge“ an, wenn er sich verpflichtete, Skizzen für ein neues Gemälde vorzulegen und dieses dann in Karlsruhe auszuführen. Er weist diese Zumutung rundweg ab und schreibt Vorhänge, die dann nach vielen unter Eitel eingereichten Vorlagen unter der hohen Amtläude Lessing und Schirmer, nach unendlichen Verger, Zeiterverlust, nur am Ende in zwei gemährten, daß ich meinen Schalter besaßen könnte, die Hälfte der Heintreue, und dann dort mit dem, was ich schon vor fünf Jahren gekannt hätte — und wodurch jene römischen Lebensjahre eine Komödie gewesen wären, die ich mit hätte ersparen können. — Je hellloser meine Lage ist, um so mehr Gewicht und Grund muß der Mensch haben, eine solche Hilfe von sich zu weisen.“

Nach Karlsruhe konnte es ihn auch aus anderen Gründen nicht reisen. Er schreibt aus München: „Man sagt hier, daß die Polizei in Karlsruhe die Künstler Ichari bewache, wegen der Modelle!“ Und aus Rom: „Ich habe in der letzten Zeit im Theater gearbeitet, im Eitel vor meinem Vaterland! Ich stehe jetzt in vollster Blüte und muß meine Nächte schlaflos aubringen, weil nur siebenhundert Franken ausbleiben, während ich für zwanzigtausend gearbeitet habe! Kann man mit die Schuld geben? Oder ist es nicht mein kumisches Vaterland mit seiner Großgerechnung?“ In der Urchrift seiner Lebenserinnerungen aber steht als Quintessenz seiner Erfahrungen, die er mit der badiſchen Residenz gemacht hat:

„Ich glaube, daß wenn man über meinem Grabe von Karlsruhe sprechen sollte, ich mich unfehlbar darin umdrehen werde.“ (Aus Nr. 11 der Zeitschrift „Die Glocke“)

Frauen im Leben berühmter Männer

Elisa Wille

Vor einigen Wochen ist General Wille gestorben, der sich große Verdienste um die Organisation des Schweizer Volksheres erworben hat. Seine Eltern sind bedeutende Menschen gewesen, und seine Mutter ist besonders durch ihre Freundschaft mit Richard Wagner bekannt geworden.

Elisa Wille, geborene Gloman, stammte aus Hamburg. Ihr Vater hatte 1848 aus dem damals gegen Dänemark ausgerückten kleinen Flotte ein Schiff zur Verfügung gestellt. Ihr Gatte nahm an der ersten Fahrt unter der schwarz-rot-weißen Flagge teil. Diese erste deutsche Flotte kam bekanntlich im nachmärlichen Reaktionszeitalter beim Aufräumen revolutionärer Dinge unter dem Hammer. Elisas Gatte Francois Wille, stammte aus der Schweiz. Er war in Hamburg als Journalist tätig, nahm 1832 am Sambacher Festzug teil, war Mitglied des Frankfurter Vorparlamentes und setzte sich stets mit der Tat für seine freiheitlichen Ideen ein. Als später wieder die Reaktion in Deutschland die Herrschaft übernahm, zog er mit seiner Familie nach der Schweiz. Das Ehepaar schlug ihr schönes Heim in Mariafeld bei Zürich auf. Hier verkehrten bei ihnen eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten, darunter der Physikalische Ludwig und der Historiker Mommsen, die damals an der Universität Zürich lehrten, ferner Senner, der große Baumelker, Gottfried Keller, die Demokraten Beneden, Rüfkom und Arnold Ruge, auch Georg Herwegh und andere. Die überaus große Persönlichkeit unter den Freunden des politischen Saufes in Mariafeld war Richard Wagner, der damals in der Schweiz in der Verbannung lebte. Elisa Wille, die selbst aus einem sehr musikalischen Hause stammte, war die erste, welcher der große Künstler die Oper vorstellte, die in jener Zeit entstanden. Schon früher hatte Elisa in Dresden den Aufführungen des „Rienzi“ und des „fliegenden Holländers“ unter Mitwirkung der berühmten Frau Schröder-Devrient, die Wagner seine einzige Lehrerin nannte, beigewohnt und war begeistert obwohl von der wunderbaren Musik wie von der berühmten Sängerin.

1852 las Wagner an drei Abenden die Textdichtung seiner „Nibelungen-Trilogie“ vor. Als Elisa während der Vorlesung nach ihrem kranken Kinde sah, schalt Wagner sie beleidigt „Frau Frida“ (die tugendhafte Gemahlin Wolans). Mit Hilfe von Wesendonk und Liszt, der ebenfalls öfter mit seiner Freundin, der Fürstin Wittgenstein, in Mariafeld war, gelang es, Teile des Nibelungen-Musikdramas in Zürich aufzuführen. Auch mit Liszt war Elisa schon in ihrer Jugend befreundet gewesen. Sie erlebte sogar, daß er mit Chopin vierhändig Wasser spielte, nach denen die jungen Mädchen tansten.

Dann empfand eine Pause in Wagners Verkehr mit dem Ehepaar Wille, da Wagner in Verbindung mit Mathilde Wesendonk entbrannt war. Dieser Zeit verdankt mir bekanntlich sein herrliches Musikdrama „Tristan und Isolde“. Aber 1864 kam Wagner wieder nach Mariafeld. Er litt in dieser Zeit unter tiefer seelischer Depression. Die „auße Frau“, wie er Elisa Wille nannte, hörte oft seine Klagen: „Was reden sie von der Zukunft, wenn meine Manuskripte im Schrein verschlossen liegen! Wer soll das Kunstwerk ausführen, das ich, nur ich, unter Mitwirkung glücklicher Dämonen zur Erscheinung bringen kann, daß alle Welt wissen: so ist es, so hat der Meister sein Werk geschaut und gewollt.“ Diesen Klagen gegenüber verstand Elisa an einer starken Hoffnung festzuhalten, mit der sie auch Wagner wieder Halt gab. Als er verzweifelt rief: „Freundin, Sie kennen den Umfang meiner Leiden nicht, nicht die Tiefe des Elends, das vor mir liegt“, da tröstete ihn Elisa voll Zuericht: „Nein, nicht eine Tiefe des Elends liegt vor Ihnen! Es wird sich etwas ereignen! Was, das weiß ich nicht; aber es wird auf sein, anders als Sie meinen. Haben Sie doch Geduld, es wird zum Glücke führen!“ Zwei Tage später erschien der Privatsekretär des Königs von Bayern, Herr von Wisenmeier, in Mariafeld. Wagner war gerade nach Stuttgart abgereist. Der Abesandte reiste ihm sofort nach, und damit kam die große und glückliche Wendung in Wagners Schicksal, die Elisa ihm abend verkündet hatte.

Aus seinen folgenden Briefen, in denen Wagner das Glück schildert, das der junge König ihm durch die Ermöglichung der Aufführung seiner Werke geschaffen hat, hört man immer wieder die Erkenntnis, daß er durch alles Leid geben müßte, um zur Höhe zu gelangen. Er nennt Elisa Geburtshelferin bei den schrecklichen Geburtswehen seines Glückes. Als er eigentlich schon von allen seinen alten Freunden verlassen war, glaubte nur sie noch an ihn. Er gab ihr Einblick in die mühsameren Verhältnisse, die sich infolge vieler Intrigen immer schwieriger für ihn gestalteten. Elisa war auch die erste, der er Cosima, die Tochter Liszt's, die geschiedene Frau von Hans von Bülow, als Mutter seines Sohnes und seine angetraute Frau vorstellte. Cosima schloß sich bald diesem Freundschaftsbund an. Elisa rühmte ihren Geist, die Phantasie und Poesie ihrer Seele, die sie befähigte, Wagner als verständnisvolle Begleiterin auf die Höhen zu folgen, nach denen sein Genius strebte. Wagners letzter Brief an Elisa Wille schließt mit den Worten: „Seien Sie gesegnet! Gedeibe alles, woran Ihr großes, schönes Herz hängt.“

Elisa Wille war, wie ihr Gatte, stets eine treue Demokratin. Stolz spricht sie davon, wie ihr Mann die Medaille am schwarz-rot-weißen Bande hochbielt, die ihm der Statthalter von Schleswig-Holstein überreicht hatte. Auch der verstorbene General Wille hat seit an diesen Idealen seiner Eltern gehangen. Anna Bloss-Stuttgart.

Aus Welt und Wissen

Der größte Schiffstunnel der Welt. Der größte Schiffstunnel der Erde liegt in Südranreich und ist zurzeit im Bau begriffen. Er verbindet den Hafen von Marseille mit der Rhone, und der Kanal selbst zieht von Arles an der Rhone bis Marseille. Der Tunnel von Nobe, so heißt der Kanaltunnel, ist 7120 Meter lang und 22 Meter breit; von diesen 22 Meter entfallen 18 auf das Kanaltiefe, das infolge dieser Breite die Fahrt in beiden Richtungen ermöglicht. Die Höhe vom Sattel des Gemäuses bis zur Sohle des Kanaltiefes beträgt 15,40 Meter. Zum Vergleich sei angegeben, der Quirinaltunnel in Rom sowie der große Tunnel von Genua nach Genua nach Genua beide nur eine läste Weite von 15 Meter aufweisen. Auf der 7 Kilometer langen Strecke müssen über 2 1/2 Millionen Kubikmeter Erde abgetragen werden. Bis jetzt ist